

Politisches Denken und literarische Form

Oliver Hidalgo

Kai Nonnenmacher *Hrsg.*

Die sprachliche Formierung der politischen Moderne

Spätmittelalter und
Renaissance in Italien



Springer VS

Politisches Denken und literarische Form

Herausgegeben von

O. Hidalgo, Regensburg, Deutschland

K. Nonnenmacher, Regensburg, Deutschland

Das interdisziplinäre Projekt untersucht den konstitutiven Zusammenhang zwischen politischen Ideen und ihrer sprachlich-literarischen Verfasstheit. Der gewählte Formbegriff nimmt in den Blick, inwieweit spezifische Vertextungsverfahren politische Ideen erst generieren bzw. ob ein Nexus zwischen politischer Theoriebildung und ästhetisch-poetischen Strukturen (Rhetorizität, Metaphorik, Stilmarkierungen) besteht. Gefragt wird insbesondere nach dem inhaltlich-normativen Aussagegehalt von Symbolen, Sprachbildern und literarischen Figurationen, konkreten begriffshistorischen Argumentationsstrategien, der semantischen Repräsentation sozialer Strukturen und Ordnungsmodellen sowie nach einer möglichen Parallelisierung von Ideen- und Formgeschichte, das heißt nicht zuletzt zwischen politischen und sprachlichen Paradigmenwechseln. In der Korpusbildung zeichnet das Projekt zentrale Entwicklungen und Transformationen in der modernen europäischen Geistesgeschichte nach. Neben theoretischen Texten sollen, wo sinnvoll, auch literarische Texte und ihre Beziehungen zum politischen Denken einbezogen werden, umso mehr, als sich einige der relevanten Autoren auf beiden Feldern betätigten.

Herausgegeben von

Oliver Hidalgo
Institut für Politikwissenschaft
Universität Regensburg
Regensburg, Deutschland

Kai Nonnenmacher
Institut für Romanistik
Universität Regensburg
Regensburg, Deutschland

Oliver Hidalgo • Kai Nonnenmacher (Hrsg.)

Die sprachliche Formierung der politischen Moderne

Spätmittelalter und
Renaissance in Italien

Herausgeber
Oliver Hidalgo
Universität Regensburg
Regensburg, Deutschland

Kai Nonnenmacher
Universität Regensburg
Regensburg, Deutschland

ISBN 978-3-658-08049-5

ISBN 978-3-658-08050-1 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-658-08050-1

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2015

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen.

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer Fachmedien Wiesbaden ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media (www.springer.com)

Inhalt

Einleitung: Das politische Vokabular in Italien zwischen dem 13. und 16. Jahrhundert	7
<i>Oliver Hidalgo und Kai Nonnenmacher</i>	
Teil I Strategien und Textualität politischen Denkens im italienischen Spätmittelalter	
Die Entwicklung politischer Theorie im Mittelalter	35
<i>Jürgen Miethke</i>	
Kommentar und Inanspruchnahme: Die Politik des Aristoteles im Werk des Thomas von Aquin	59
<i>Rolf Schönberger</i>	
Politische Begriffe und Ideale in Brunetto Latinis Rhetorik	81
<i>Johannes Bartuschat</i>	
Zum Verhältnis von Poesie, Politik und Metaphysik bei Dante	107
<i>Thomas Klinkert</i>	
Dantes Päpste. Die „Commedia“ und der kirchenkritische Diskurs des späteren Mittelalters	125
<i>Jörg Oberste</i>	

Wandlungen des Theologisch-Politischen und die sprachliche Geburt der Moderne – Dante Alighieri, Marsilius von Padua, Niccolò Machiavelli	155
<i>Oliver Hidalgo</i>	
 Teil II Politische Ideen und literarische Formen auf dem Weg zur Moderne	
Dialog als Lebensform – Literarische Verständigungsdiskurse bei Petrarca, Bracciolini, Pico della Mirandola und Giannotti	185
<i>Alexander Thumfart</i>	
Machiavellis realistischer Fürstenspiegel – <i>Il Principe</i> als Appell an den Ehrgeiz	207
<i>Frauke Höntzsch</i>	
„Avvertite a non vi ingannare ne’ tempi“. Modellierungen der Zeit in Guicciardinis politischen Schriften	225
<i>Barbara Kuhn</i>	
Kein Ort, nirgends – Aporien frühaufklärerischer Kritik bei Radicati di Passerano	249
<i>Gisela Schlüter</i>	
Von der Diktion zur Debatte. Rhetorik in Quentin Skinners Forschungsprogramm	267
<i>Kari Palonen</i>	
From Unity to Fragmentation. The Metamorphosis of Political Philosophy, History and Memory	287
<i>Csilla Kiss</i>	
Autorinnen und Autoren	301

Einleitung:

Das politische Vokabular in Italien zwischen dem 13. und 16. Jahrhundert

Oliver Hidalgo und Kai Nonnenmacher

1 Politisches Denken und literarische Form

Gilt es, der aktuellen Politikwissenschaft Textsorten zuzuordnen, umfassen diese gemäß der üblichen Publikationslisten vor allem Monographien, Herausgeber-schaften, Artikel in Fachzeitschriften, Sammelbänden, Handbüchern und Lexika sowie Rezensionen. Davon abgesehen ist das weite Feld der wissenschaftlichen Abhandlungen und Essays zu nennen, die heute jedoch meist keine eigenständige Publikationsform mehr bilden. Und je bekannter die Namen von politikwissen-schaftlichen Autorinnen und Autoren über die Universität hinaus geworden sind, desto eher liest man von ihnen auch Beiträge in regionalen oder überregionalen Zeitungen und Zeitschriften. Bevorzugt im Internet finden sich schließlich Vortrags-manuskripte, Conference und Working Papers, Vorlesungsfolien und dergleichen, welche – nach Maßgabe der Änderungswünsche von Referees in einschlägigen peer review-Verfahren – so oder abgewandelt auch einmal in eine der obigen Textsorten überführt werden können. Das heißt, das gängige Medium der Politikwissenschaft ist eindeutig der *Sachtext*.¹ Darin geht es offenbar durchweg um die Darstellung von Fakten, die Vermittlung von Informationen, die Überzeugungskraft und Konsistenz von Argumenten, die Erläuterung von Zusammenhängen sowie um die Anwendung und Aufstellung von Theorien, womit man insgesamt die Anforderungen der eigenen Community zu erfüllen trachtet.

Dass die Klassiker des politischen Denkens demgegenüber in erster Linie Texte produzierten, die für ein Publikum jenseits des akademischen Zirkels bestimmt waren bzw. die wir heute lediglich noch kennen und kommentieren, *weil* sie außer-halb des Elfenbeinturms der Universitäten von (politischem) Interesse waren, wird in diesem Kontext eher für die zunehmende politikwissenschaftliche Irrelevanz

1 Vgl. Reinhard Mehring: Politische Philosophie. Leipzig: Reclam 2005, S. 68ff.

der Ideengeschichte herangezogen, anstatt daraus die Frage abzuleiten, ob die gängige Differenzierung zwischen Sachtext und literarischem Text der Disziplin überhaupt angemessen ist. Auch Sachtexte benutzen schließlich poetische Formen, Stilmittel und Metaphern zur Entwicklung und Illustration ihrer Aussagen, sie strukturieren und konfigurieren ihre Argumentationslinien, ordnen die behandelten Aspekte nicht selten als Klimax an und lassen die verhandelten Argumente und Gegenargumente eine Art Wettstreit miteinander austragen, der einer dramaturgischen Verarbeitung von Stoffen nicht unähnlich ist. Umgekehrt enthalten literarische Texte zweifelsohne Äußerungen, Gedanken und Informationen, welche sowohl die (gesellschafts-)politischen Zustände in einer bestimmten Gegenwart widerspiegeln als auch für sich genommen eigenständige Beiträge zum politischen Denken darstellen.² Beides würde wohl kaum jemand bestreiten. Es scheint nichtsdestotrotz so, dass unter Wissenschaftlern die Vorstellung verbreitet ist, die akademische Auseinandersetzung mit dem Politischen sei (mittlerweile) etwas völlig anderes als dessen literarische Verarbeitung. Letztere wäre folglich allenfalls für die Literaturwissenschaft von Interesse. Doch spätestens seitdem durch Entwicklungen in der Sprachphilosophie und Wissenschaftstheorie die epistemologische Grundlage und methodische Objektivität der Sozial- und Geisteswissenschaften in einer Art herausgefordert wurden, die die Unmöglichkeit transparent macht, „eine Struktur empirischen Wissens auf irgendeiner Grundlage aufzubauen, die vorgibt, von Interpretationen unabhängig oder ihr vorgängig zu sein“,³ hat

-
- 2 Siehe dazu etwa Henning Ottmanns neunbändige *Geschichte des Politischen Denkens*, die nicht nur die Bedeutung klassischer Dichtungen (u. a. Homer, Hesiod, Aischylos, Sophokles, Euripides, Horaz, Vergil, Walter von der Vogelweide, Dante, Thomas Morus, Swift, Shakespeare, Milton, Goethe, Schiller) für das politische Denken unterstreicht, sondern das Literarische als originären Ort des politischen Denkens bis ins 20. Jahrhundert (Huxley, Orwell, Thomas Mann, Jünger, Sartre, Camus, Callenbach) bzw. in die Gegenwart (z. B. Doris Lessing, Margaret Atwood) verfolgt. Der besondere Fokus, den Ottmann dabei auf Utopien/Dystopien als literarischem Gegenbild zum empirischen Gegenstand der Politikwissenschaft legt, sollte hier allerdings nicht als implizite Trennung von Politikwissenschaft und Literatur verstanden werden.
- 3 David Harlan: Der Stand der Geistesgeschichte und die Wiederkehr der Literatur. In: Martin Mulso; Andreas Mahler (Hrsg.): *Die Cambridge School der politischen Ideengeschichte*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2010, S. 155–202, hier S. 159. Der Autor verweist in diesem Zusammenhang zum einen auf den Poststrukturalismus von Derrida und Barthes, der die Vorstellung einer „Einheit“ zwischen Wort (Signifikant) und Objekt (Signifikat) aufbrach, sowie zum anderen auf die Wissenschaftstheorie von Quine, Kuhn und Feyerabend. Vgl. ebd., S. 156ff. Für die „Rückkehr“ der Literatur speziell in die Geschichtswissenschaft siehe auch den Artikel von Linda Orr: *The Revenge of Literature. A History of History*. In: *New Literary History* 18 (1986), S. 1–22, auf den Harlan ebenfalls rekurriert (Harlan 2010 a. a. O., S. 155, Anm. 1).

sich – neben der Geschichtswissenschaft⁴ – auch die Politikwissenschaft ihre Bezüge zum Literarischen neu zu vergegenwärtigen.

Eingedenk dessen ist es beileibe nicht nur von historischer Bedeutung, dass die Trennlinie zwischen politischer Literatur und Politikwissenschaft erst im szientistischen Klima des 20. Jahrhunderts eingezogen wurde. Dass in der Antike die Rhetorik nicht nur – wie bekanntlich bei den Sophisten – als bloße Kunst der Überzeugung bzw. des „Überredens“ aufkam, sondern – etwa bei Aristoteles, Cicero oder Quintilian – zur gebotenen Darstellungsform der *Wirklichkeit* avancierte,⁵ dass die neuzeitlichen Sozialutopien von Thomas Morus oder Tommaso Campanella die literarische Form dazu nutzten, um *reale* Gesellschaftskritik jenseits der Garantie von bürgerlicher Meinungs- und Gewissensfreiheit zu üben, dass bei Aufklärern wie Montesquieu, Voltaire, Diderot oder Rousseau etc. zwischen dem politischen Denker und dem literarischen Autor ohnehin kaum zu unterscheiden ist – dies alles begründet es nicht nur, nach dem Verhältnis von politischem Denken und literarischer Form in der Vergangenheit, sondern ebenso in der Gegenwart zu fragen.

Ein erster Zugang zu diesem Unterfangen erhält seine Konturen, sobald wir uns daran erinnern, dass die Stellungnahmen von politischen Autoren, die die Geschichte der Theoriebildung in der Politikwissenschaft dokumentieren, einst ihrerseits im Hinblick auf konkrete politische Zielsetzungen unternommen wurden. Wenn Hobbes mit seinen Schriften das (aus seiner Sicht richtige) Verständnis von Ordnung in der Zeit der englischen Bürger- und Religionskriege wecken wollte oder Lockes im holländischen Exil verfassten *Two Treatises of Government* in die Frage der englischen Thronfolge eingriffen (und erst wegen ihres verspäteten Erscheinungszeitpunkts die Ergebnisse der *Glorious Revolution* 1688 a posteriori legitimierten),⁶ wird daran plausibel, was die *Cambridge School of Intellectual History* als „grundlegende Aufgabenstellung“ der Analyse politischer Texte identifizierte: „herauszufinden, was ein Autor zu der Zeit, in der er schrieb, dem

-
- 4 Für eine Analyse der Poetik der Geschichte sowie der Geschichtsschreibung anhand von literaturwissenschaftlichen Kategorien siehe nach wie vor Hayden White: *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*. Frankfurt a. M.: Fischer 1991.
 - 5 In diesem Sinne ist vor allem die aristotelische *Rhetorik* zu erwähnen, die zwischen dem *wirklich* und dem nur *scheinbar* Überzeugenden differenziert (Rhet. I 1-2). Ciceros *De oratore*, das diese Tradition fortsetzte und hohe ethische Anforderungen an den Redner stellte, wurde später von Quintilians *Institutio oratoria* weitergeführt.
 - 6 Hierzu die kritische Ausgabe der *Two Treatises of Government* von Peter Laslett (1960), die zugleich einen wegweisenden Impuls auf Quentin Skinner und die *Cambridge School* der politischen Ideengeschichte ausübte. Zum allgemeinen *linguistic turn* innerhalb der Politikwissenschaft siehe auch Peter Laslett (Hrsg.): *Philosophy, Politics and Society*. A Collection. Oxford/New York: Basil Blackwell 1956.

Publikum, das er ansprechen wollte, durch das Machen der Äußerung tatsächlich mitzuteilen beabsichtigte“.⁷ Und da dies offensichtlich nur durch Berücksichtigung der „Bandbreite der möglichen Kommunikationen“ im zu rekonstruierenden „Rahmen der Konventionen“ sowie durch Einordnung von Äußerungen in einen „weiteren *sprachlichen* Kontext“ geschehen kann,⁸ ist der Rekurs auf sprach- und literaturwissenschaftliche Ansätze für das Verständnis politischer Texte vor diesem Hintergrund nahezu unerlässlich.⁹

Weil jedoch – wie vor allem Hans-Georg Gadamer gezeigt hat – jedes Interpretieren von Texten seinerseits nicht losgelöst von den Vorurteilen der Interpreten erfolgt, lässt sich die „ursprüngliche“ Bedeutung eines Textes allen Anstrengungen zum Trotz nicht zufriedenstellend eruieren bzw. von seiner Wirkungsgeschichte lösen.¹⁰ Das heißt, der sprachanalytische Zugang der Cambridge School, der (zu Recht) bestreitet, „überzeitliche Weisheiten von universaler Anwendungsmöglichkeit“ aus den überlieferten Texten herausdestillieren zu können,¹¹ vermag die Ideengeschichte ebenso wenig als rein historische¹² oder – in Abhängigkeit des

-
- 7 Quentin Skinner: Bedeutung und Verstehen der Ideengeschichte. In: Mulsow/Mahler 2010 a. a. O., S. 21–87, hier S. 81.
 - 8 Ebd., S. 81f., Hervorhebungen im Original. Zur Debatte der Methode Skinners, die originäre Intention von Autoren zu eruieren, indem ihre Werke in deren geistiger Entstehungswelt verortet werden – durch Bestimmung der zugrunde liegenden sprachlichen Prinzipien, symbolischen Konventionen und ideologischen Subtexte –, siehe James Tully (Hrsg.): *Meaning and Context*. Quentin Skinner and his Critics. Cambridge: UP 1988.
 - 9 Siehe dazu auch die Stellungnahme Skinners, die die Erfassung der Bedeutung eines Textes von dessen Übersetzung in den Kontext aus Annahmen und Konventionen abhängig macht, welcher erst das Verständnis der Autorintentionen ermögliche. Vgl. Quentin Skinner: *Hermeneutics and the Role of History*. In: *New Literary History* 7 (1975), S. 209–232, hier S. 216. Als Schlussfolgerung hieraus ist der folgende Satz von Reinhard Mehring zu verstehen: „Wer die Philosophie der Politik aus ihren Quellen studieren möchte, muss nicht nur analytischen Scharfsinn, das logische Instrumentarium und Kenntnisse über aktuelle Begrifflichkeiten, Probleme und Debatten mitbringen, sondern braucht außerdem breite originalsprachliche, literaturwissenschaftliche und historische Kompetenzen.“ (Mehring 2005 a. a. O., S. 72)
 - 10 Vgl. Hans-Georg Gadamer: *Wahrheit und Methode*. 3. Aufl. Tübingen: Mohr Siebeck 1972, bes. S. 261ff.
 - 11 Skinner 2010 a. a. O., S. 22f.
 - 12 In diesem Sinne aber Quentin Skinner: *The Foundations of Modern Political Thought*. Bd. 1: *The Renaissance*. 16. Aufl. Cambridge: UP 2008, S. xi. Zur Tendenz der *Cambridge School of Intellectual History*, infolge ihrer Konzentration auf den Kontext das genuine Interesse am Text (und an seinen politischen Wirkungen) zu verlieren, siehe Hayden White: *The Context in the Text. Method and Ideology in Intellectual History*. In: *The Content of the Form. Narrative Discourse and Historical Representation*. Baltimore u. a.: Johns Hopkins UP 1987, S. 185–213.

untersuchten Gegenstands – zeitgeschichtliche Disziplin zu fassen. Er hat sich vielmehr zu vergegenwärtigen, dass auch die (produktive) Beschäftigung mit dem „Archiv“ der historisch-politischen Texte¹³ kein rein wissenschaftlich-objektiver sondern zugleich ein hochgradig politischer Vorgang ist.¹⁴

Wenn daher der vorliegende Band, der den Auftakt zu einer einschlägigen Publikationsreihe bildet, Sprachlichkeit nicht zum bloßen Transmissionsriemen oder auch zum Vexierbild des Politischen verharmlosen will, sondern den *inhaltlichen* wie *normativen* Gehalt politischer Texte anhand von literarischen Konfigurationen, Stil und Bildlichkeit in einschlägigen Quellen untersucht, liegt dem von vornherein eine Auffassung zugrunde, die politisches Denken und literarische Form als unabdingbar aufeinander bezogen ansieht. Mehr noch: Mithilfe dieses Ansatzes eröffnet sich sogar eine Möglichkeit, Autor und Gegenstand, Subjekt *und* Objekt politischer Diskurse nicht länger gegeneinander ausspielen zu müssen, sondern gleichermaßen im historischen Kontext wie im Hinblick auf die politischen Aktualisierungen durch fremde und eigene Interpretationen zu verorten.

Perspektivisch wäre dadurch nicht weniger als das Verhältnis von Ideengeschichte und Politikwissenschaft neu zu justieren. Indem wir an dieser Stelle nach spezifischen Vertextungsverfahren politischer Ideen fragen, richten wir den Blick zugleich auf den Nexus, der zwischen der (historisch-dynamische Konzepte wie Macht, Herrschaft, Gerechtigkeit, Frieden, Demokratie applizierenden) *Theoriebildung* in der Politikwissenschaft und ihrer sprachlich-textuellen Verfasstheit besteht. Die dabei zur Anwendung kommenden logisch-argumentativen Operationen und sprachlichen Strukturen wären ihrerseits auf ihre Rhetorizität, Metaphorik und Stilmarkierungen hin zu untersuchen.

13 Vgl. Herfried Münkler: Politische Ideengeschichte. In: ders. (Hrsg.): Politikwissenschaft. Ein Grundkurs. 2. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2006, S. 103–131. Der Übergang zwischen den von Münkler pointierten Begriffen des *Archivs* (als Anspeicherung von politischen Argumenten, Modellen und Diskursen) und des *Laboratoriums* (als dem Ort der Überführung des Archivs in neue Kontexte) und Foucaults *Archäologie des Wissens*, die die Arbeit am Archivbestand der Diskursformationen als *Alternative* zur Autorenzentriertheit der klassischen Ideengeschichte propagiert, erscheint hier einigermaßen fließend.

14 Hierfür haben Marcus Llanque und andere den Begriff des „Arsenals“ der Politischen Ideengeschichte geprägt, mit deren Fundus zu den politischen Fragen der Gegenwart Stellung zu beziehen ist. Vgl. Marcus Llanque: Politische Ideengeschichte. Ein Gewebe politischer Diskurse. München: Oldenbourg 2008, S. 1ff. und Harald Bluhm; Karsten Fischer; Marcus Llanque (2011): Ideenpolitik in Geschichte und Gegenwart. In: dies. (Hrsg.): Ideenpolitik. Geschichtliche Konstellationen und gegenwärtige Konflikte. Berlin: Akademie 2011, S. IX–XIII. IXf. Der in diesem Zusammenhang verwendete Begriff der „Ideenpolitik“ ruft derweil ebenso die gleichnamige Konzeption Hermann Lübbes in Erinnerung.

Ein weiterer Grund, die Gemeinsamkeiten zwischen politischem Denken und literarischer Form zu erforschen, kristallisiert sich entlang des geteilten *Gestaltungsanspruchs* heraus, den das Politische und das Literarische (als eine Unterart der Kunst) gegenüber ihren Gegenständen erheben. Dies wirkt sich auf die wissenschaftliche Reflexion der jeweiligen Objekte aus. So wenig wie der Künstler sich mit dem reinen Abbild der gesellschaftlichen Zustände zufrieden gibt, so sehr verweigern sich auch die politisch Handelnden der bloßen Anpassung an vorgegebene Strukturen. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Politischen lässt sich folgerichtig a priori nicht auf die Empirie beschränken, sondern nimmt stattdessen ihrerseits das ‚Mögliche‘ ins Visier, das die politischen wie literarischen Texte auszeichnet. Der Blick der Politische *Ideengeschichte* verlagert sich dadurch weg von der Erhellung überzeitlicher Wahrheiten oder der ursprünglichen (Sinn-)Bedeutung von Texten und versteht ihre Aufgabe primär in der Rekontextualisierung von Texten im Sinne ihrer aktualisierenden Betrachtung und Anwendung auf immer neue soziale Kontexte.¹⁵ Eben deshalb verschafft uns auch die Rezeptionsästhetik, die jenseits der Fokussierung auf die Autorenintention das Verständnis für die im Text vorhandenen (normativen) Appellstrukturen fördert,¹⁶ eine adäquate Orientierung für den angebrachten Umgang mit politikhistorischen Texten:

„Offensichtlich aber muss der Text einen Spielraum von Aktualisierungsmöglichkeiten gewähren, denn er ist zu verschiedenen Zeiten von unterschiedlichen Lesern immer ein wenig anders verstanden worden.“¹⁷

Was Wolfgang Iser hier für den literarisch-fiktionalen Text hervorhebt – das Vorhandensein eines „Spielraums“ an Interpretationen –, ist ebenso die Ursache dafür, warum ein politischer Text vom „Archiv“ ins „Arsenal“ wandern kann und demzufolge über seinen eigentlichen Entstehungskontext hinaus wirksam wird. Der Unterschied ist nur, dass die charakteristische ‚Unbestimmtheit‘ des politischen Textes weniger in seiner Fiktionalität liegt als vielmehr in seinem Potential, sich von der konkreten historischen Praxis, der er seine Genese verdankt, zu emanzipieren, und das obwohl die prinzipielle Einsicht in die in ihm angelegten (dynamischen) Appellstrukturen zunächst wesentlich von der Berücksichtigung des

15 Vgl. Oliver Hidalgo; Frauke Höntzsch; Samuel Salzborn: Politische Ideengeschichte als Theorie der Politikwissenschaft. In: Politisches Denken. Jahrbuch 2012: Duncker & Humblot, S. 175–200, hier S. 194f.

16 Vgl. Wolfgang Iser: Die Appellstruktur der Texte. In: Rainer Warning (Hrsg.): Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis. München: Fink 1975, S. 228–252.

17 Ebd., S. 230.

Entstehungskontextes abhängt.¹⁸ Eine Politikwissenschaft, die den Anspruch des eigenen Objekts auf Gestaltung der sozialen Realität nicht nur beobachtet, sondern ihre Verwobenheit mit der Praxis genauso registriert wie den eigenen politischen Charakter, bedarf demnach einer Rückführung auf ihre Traditionsbestände, als zwischen politischer Literatur auf der einen und Theorie und Wissenschaft der Politik auf der anderen Seite nicht strikt unterschieden wurde. Die hier bezweckte Betrachtung der literarischen Formen und Stile des politischen Denkens ist insofern zugleich dazu angetan, die ungebrochene Relevanz der Politischen Ideengeschichte für die aktuelle Politikwissenschaft zu bekräftigen.

2 Italien zwischen Spätmittelalter und Renaissance

Für die Untersuchung des soeben skizzierten allgemeinen Zusammenhangs zwischen Politischem Denken und literarischer Form ist die Phase zwischen dem italienischen Spätmittelalter und der Renaissance von hochgradiger Brisanz und Relevanz. Nicht nur, dass sich die seinerzeit maßgeblichen Autoren wie Dante Alighieri (1265–1321), Francesco Petrarca (1304–1374) oder Niccolò Machiavelli (1469–1527) entgegen heutiger Disziplinentrennungen zugleich als Dichter und politische Denker verstanden, eignet sich die von ihnen markierte Epoche in besonderem Maße als historischer Ausgangspunkt für unseren Ansatz, die sprachlich-literarische Verfasstheit politischer Texte in Augenschein zu nehmen.¹⁹ Begründen lässt sich

18 Vgl. Hidalgo/Höntzsch/Salzborn 2012 a. a. O., S. 195.

19 Dies heißt selbstverständlich nicht, dass sich die Romanistik für diesen Aspekt bislang unaufmerksam gezeigt hätte, wie v. a. die Beiträge von Andreas Kablitz zu den genannten drei Autoren belegen. Siehe Andreas Kablitz: *Der Fürst als Figur der Selbstinszenierung. Machiavellis Principe und der Verfall mittelalterlicher Legitimationen der Macht*. In: Jan-Dirk Müller (Hrsg.): *Aufführung und Schrift in Mittelalter und früher Neuzeit*. Stuttgart/Weimar: Metzler 1996, S. 530–561; ders.: *Das Ende des Sacrum Imperium. Verwandlungen der Repräsentation von Geschichte zwischen Dante und Petrarca*. In: Walter Haug (Hrsg.): *Mittelalter und frühe Neuzeit. Übergänge, Umbrüche und Neuansätze*. Tübingen: Niemeyer, S. 499–549. Auf die enge Verwobenheit zwischen Machiavellis politischer Theorie der Macht sowie ihrer ästhetischen Darstellung hat in den vergangenen Jahren überdies Dirk Hoeges hingewiesen. Siehe Dirk Hoeges: *Zur Ästhetik der Macht*. In: Niccolò Machiavelli: *La vita di Castruccio Castracani/Das Leben des Castruccio Castracanis aus Lucca*, übers. und hrsg. von Dirk Hoeges. München: Beck 1998, S. 43–74; ders.: *Niccolò Machiavelli. Die Macht und der Schein*. München: Beck 2000. Siehe ebenfalls die von Hoeges verantwortete zweisprachige Sammlung der Gedichte Machiavellis (Niccolò Machiavelli: *Dichter – Poeta. Mit sämtlichen Gedichten. Dt.-ital. Con tutte le poesie*. Frankfurt a. M.: Peter Lang 2006). Gleichwohl fehlt es nach

dies vor allem anhand einer inhaltlichen Kardinalthese der *Cambridge School*, wonach die ideengeschichtlichen Wurzeln der politischen Moderne im Italien des Umbruchs zur frühen Neuzeit zu finden seien. Im Vorwort zum ersten Band der *Foundations of Modern Political Thought* (1978) erläutert Quentin Skinner, dass er seine historisch kontextualisierende Methode der Interpretation politischer Texte mit Dante, Marsilius von Padua (ca. 1290–1342/43), Machiavelli und Francesco Guicciardini (1483–1540) beginnt, da sich an ihren Beispielen die Formierung des modernen Staatsdenkens demonstrieren lässt, ehe sich der einschlägige Diskurs anschließend auf Holland (Erasmus), England (Thomas Morus), Deutschland (Luther), die Schweiz (Calvin), Spanien (Vitoria, Suárez) und Frankreich (Beza, Mornay, Bodin) verlagerte.²⁰ Zuvor hatte bereits John G. A. Pococks *The Machiavellian Moment* (1975) die These aufgestellt, dass die „atlantische“ Tradition des Republikanismus, die in die modernen politischen Revolutionen in England und Amerika münden sollte, sich auf jenes Vokabular gründete, das sich zwischen Spätmittelalter und Renaissance im politischen Diskurs der Stadt Florenz entwickelte.²¹ Ausgehend von den Schriften des Aristoteles, der christlichen Idee des Humanismus sowie in Auseinandersetzung mit dem historischen Vorbild der antiken römischen Republik bzw. (dem Mythos) der republikanischen Praxis in Venedig, hätten Autoren und Politiker wie Leonardo Bruni (ca. 1369–1444), Girolamo Savonarola (1452–1498), Machiavelli, Guicciardini oder Donato Giannotti (1492–1573) eine besondere politische Sprache geprägt, die die positive Beeinflussbarkeit des eigenen Schicksals (*fortuna*) durch vorhandene Tugenden und Fähigkeiten (*virtù*) zum Ausdruck brachte bzw. die deren Korrumpierbarkeit (*corruzione*) für Degeneration und Verfallsprozesse verantwortlich machte.²² Der historische „Moment“ des repub-

wie vor an einer systematischen Aufarbeitung des einschlägigen politischen Diskurses, wozu der vorliegende Band sowie die ihm zugehörige Publikationsreihe einen nicht unwesentlichen Beitrag zu leisten erhoffen.

20 Skinner 2008 a. a. O., S. ix–xi.

21 Zu Pococks Methodik, das linguistische Universum, in dem sich politisches Denken unweigerlich abspielt, zu rekonstruieren, siehe v. a. die Aufsatzsammlung *Politics, Language, and Time*. London: Methuen 1972. Die Einleitung zu diesem Werk, die nun in deutscher Übersetzung vorliegt, trägt sich analog mit dem Anspruch eines fundamentalen Perspektivenwechsels. Vgl. John G. A. Pocock: Sprachen und Implikationen. Die Wende in der Erforschung des politischen Denkens. In: Mulsow/Mahler 2010 a. a. O., S. 88–126 (= Pocock 2010a).

22 Die Schlüsselrolle, die Aristoteles für diesen Diskurs spielte (vgl. John G. A. Pocock: *The Machiavellian Moment*. Florentine Political Thought and the Atlantic Republican Tradition. 2. Aufl. Princeton u. a.: UP 2003, S. 66ff.), lässt sich u. a. daran ablesen, dass Bruni eine lateinische Übersetzung der aristotelischen *Politik* anfertigte, Guicciardini die Trennung von Praxis und Theorie übernahm sowie Savonarola, Machiavelli und

likanischen Denkens, für das die Schriften Machiavellis und seiner Zeitgenossen Pate standen, habe dadurch ein paradigmatisches Erbe hinterlassen, das im weiteren Geschichtsverlauf zum Ursprung der Kontinuität avancierte, die die modernen und säkularen Ideen des *Selbstbewusstseins* und der politischen *Selbstbestimmung* in der westlichen Welt verbreitete.²³

Pococks Fokussierung auf die sprachliche Form des politischen Diskurses, das heißt die den überlieferten Texten zugrundeliegenden „Idiome, rhetorischen Verfahren, Formen politischer Rede [...], Sprachspiele, die jeweils über ihr eigenes Vokabular verfügen können, ihre Regeln, Vorbedingungen und Implikationen, ihren Ton und Stil“, fordert die Ideengeschichtler zum „Erlernen“ der einschlägigen „Sprachen“ und „Paradigmen“ auf.²⁴ Im Zentrum stehe diesbezüglich die „Rhetorik“ sowie der „affektive und effektive Gehalt der Sprache“, weniger Struktur und Grammatik. Ziel sei die Aufdeckung der „Präsenz diverser sprachlicher Kontexte“, in denen „der Diskurs vergangener Zeiten geführt worden ist“ sowie das wachsende Verständnis für die „eigene Politik“ der Sprache.²⁵

An diesen Aspekten enthüllt sich bereits, dass das Interesse einer solchen Beschäftigung mit politischen Sprachwelten weit über das (ohnehin kaum mögliche) Verständnis der Autorintention hinausgeht. Obwohl auch Pocock mithilfe der Einsicht in die Konventionen und Regeln einer politischen Sprache bestimmen will, was mit einem konkreten Vokabular historisch ausgedrückt und verstanden werden konnte – weswegen die Absicht einer Wortwahl nur über den *Kontext* zu erschließen sei²⁶ –, gilt sein Interesse weniger den (einzelnen) Autoren bzw. der

Giannotti allesamt das von Aristoteles und Polybios überlieferte Modell der Mischverfassung idealisierten (ebd., S. 89, 112f., 268, 273ff.).

- 23 Vgl. Pocock 2003 a. a. O., S. vii–viii. Als nachhaltiges Scharnier zwischen dem in der italienischen Renaissance ausgebildeten bürgerlichen Bewusstsein und dem modernen politischen Denken in England und Amerika z. Z. des 17. und 18. Jahrhunderts (Milton, Locke, Montesquieu, Hamilton, Madison, Jefferson) identifiziert Pocock den Republikaner James Harrington (ebd., S. viii, 300ff., 383–400). Zum *Republikanismus* und *Konstitutionalismus* als dem von der *Cambridge School* eruierten geteilten europäischen Erbe der frühen Neuzeit siehe Martin van Gelderen; Quentin Skinner (Hrsg.): *Republicanism. A Shared European Heritage. Republicanism and Constitutionalism in Early Modern Europe*. Cambridge: UP 2002.
- 24 John G. A. Pocock: Der Begriff einer ‚Sprache‘ und das *métier d'historien*. Einige Überlegungen zur Praxis. In: Mulsow/Mahler 2010 a. a. O., S. 127–152, hier S. 129f. (= Pocock 2010b).
- 25 Ebd., S. 131f., 134.
- 26 Vgl. John G. A. Pocock: *Virtue, Commerce, and History. Essays on Political Thought and History, Chiefly in the Eighteenth Century*. Cambridge: UP 1985, S. 10; Pocock 2010a a. a. O., S. 110.

Rekonstruktion eines bestimmten politischen Diskurses als der politischen Sprache selbst. Wenn er zudem die Geschichte des politischen Denkens als „Geschichte der Veränderungen bei der Verwendung von Paradigmen“ identifiziert,²⁷ übersteigt sein Blickwinkel nicht nur deutlich den Kontext des Autors,²⁸ sondern hält zugleich eine Option bereit, die sprachlich zu kontextualisierende Vergangenheit auf ihre (implizite) politische Bedeutung für spätere Gegenwarten zu befragen. Hiervon ist besonders die Wirkungsgeschichte politischer Konzepte betroffen. Pocock schreibt:

„Die Gedanken Machiavellis sagen uns nichts über die Geschichte der Gedanken Machiavellis. Ob *Il Principe* im Jahr 1513 geschrieben oder ob etwa 1613 als Reaktion eine Replik darauf verfasst wurde – immer müssen wir die für unsere Interpretation am aufschlussreichsten geltende Bedeutungsebene in der Struktur der jeweiligen Zeit verorten. Dies macht es notwendig, dass wir sowohl explizit machen, was vorher implizit war, als auch, dass wir ein bestimmtes Gebiet oder eine Ebene der Implikation auswählen, die expliziert werden soll.“²⁹

Das große Problem, mit dem die Interpreten in diesem Zusammenhang konfrontiert sind, ist, dass die von ihnen „zum Vorschein gebrachten Implikationen erst in einer späteren Epoche [...], sichtbar wurden“,³⁰ dass sie also das explizit machen, was vorher nur implizit im Text angelegt war. Die Paradigmenbestimmung der politischen Sprache einer Epoche muss damit gerade über das Bewusstsein und die Intentionen eines Autors hinausgehen. Dies ruft auf der einen Seite die Methoden der Literaturwissenschaft auf den Plan, um die „Sprechweisen“ zu analysieren, „die einem Autor zur Verfügung stehen“ und die „ihm erst seine Intentionen ermöglichen“.³¹ Der Autor befindet sich ja nicht außerhalb des Diskursuniversums seiner Gegenwart und vermag daher die politische Sprache nicht auf eine Weise zu hand-

27 Pocock 2010a a. a. O., S. 107.

28 Zu Pococks eigener Distinktion zwischen dem klassischen autorenzentrierten Politischen Denken und einer Geschichte des politischen Diskurses siehe Pocock 1985 a. a. O., S. 1f. Die Hinweise auf die Unbestimmtheit, und Mehrdeutigkeit von politischen Texten sowie die fehlende Kontrolle des Autors über die Interpretierbarkeit seines Werks (ebd., S. 30; Pocock 2010a a. a. O., S. 108f.) machen deutlich, dass die Paradigmen bei Pocock – im Gegensatz zu Skinner – Vorrang vor den Autorenintentionen besitzen. Dass die *Cambridge School* generell als Übergang von einer auf die Klassiker zentrierten Geschichte der politischen Ideen zu einer diskurstheoretischen Geschichtsschreibung verstanden werden kann, reflektiert Olaf Asbach: Von der Geschichte politischer Ideen zur *History of Political Discourse?* Skinner, Pocock und die *Cambridge School*. In: *Zeitschrift für Politikwissenschaft* 12 (2002), S. 637–667.

29 Pocock 2010a a. a. O., S. 114.

30 Ebd., S. 118.

31 Pocock 1985 a. a. O., S. 5.

haben, die allein seine bereits vorhandenen Absichten verbalisiert. Auf der anderen Seite zeigt sich daran – wie im ersten Punkt skizziert –, dass die Interpretation der politischen Sprachen der Vergangenheit seinerseits einen politischen Vorgang beinhaltet. Was für den Autor eines politischen Textes gilt, der keineswegs zum „bloßen Sprachrohr“ seiner Sprache degradiert wird,³² betrifft ebenso den Interpreten. Dies räumt Pocock auf paradoxe Weise ein, wenn er die strukturalistischen Färbungen und diskurstheoretischen Filiationslinien seines Ansatzes³³ an einer bestimmten Stelle kappt und den Verfasser eines politischen Textes zumindest als kreativen Vermittler der politischen Sprache mit intendierten Einflussmöglichkeiten auf das Diskursgeschehen begreifen will.³⁴ Dahinter bekennt Pocock seine eigene politische Verpflichtung als Interpret, „ideologisch liberale Geschichte“ zu schreiben, die die Rolle des handelnden und sprechenden Subjekts nicht unterschätzt.³⁵ Die politische Überzeugung des Interpreten lenkt also offensichtlich Auffassung und Form der von ihm favorisierten Geschichtsschreibung.

Hieraus folgt, dass sich die von Pocock vertretene Linie der *Cambridge School of Intellectual History* offensichtlich weit weniger mit dem Gedanken einer eindeutig und objektiv bestimmbareren Vergangenheit bzw. eines entsprechend rekonstruierbaren Autorwillens trägt, als es etwa der von Skinner lancierte programmatische Titel „Return of Grand Theory in the Human Sciences“³⁶ nahelegt.³⁷ Pococks Ansatz zeigt indes auch, dass mit einer sprachphilosophischen und literaturwissenschaftlichen

32 Ebd., S. 5, 25.

33 Siehe Anm. 28. Hierzu zählt auch die Dominanz der von der *langue* bereitgestellten und bestimmten semantischen Möglichkeiten gegenüber dem individuellen Sprechakt (*parole*), die Pocock von de Saussure adaptiert und die vor allem in seinen späteren Schriften auftaucht (vgl. Pocock 2010b a. a. O., S. 128ff.).

34 Vgl. Pocock 1985 a. a. O., S. 23ff.

35 Ebd., S. 34. Damit formuliert Pocock eine evidente Gegenposition zu Foucaults *Archäologie des Wissens*, die im Diskurs kein „Phänomen des Ausdrucks“ oder die „Manifestation eines denkenden, Erkennenden und es aussprechenden Subjekts“ vermutet, sondern „im Gegenteil“ eine „Gesamtheit, worin die Verstreuung des Subjekts und seine Diskontinuität mit sich selbst sich bestimmen“ (Michel Foucault: *Die Archäologie des Wissens*. In: *Die Hauptwerke*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008, S. 471–699, hier S. 531). Obwohl auch Pocock eine spezielle Art der Diskursgeschichte betreibt, richtet sich sein Ansatz also gegen Foucaults Angriff auf die Ideengeschichte sowie die Eliminierung der „Instanz des schöpferischen Subjekts“, die letzterer im Namen einer „systematischen Beschreibung eines Diskurses als Objekt“ unternimmt (ebd., S. 622).

36 Vgl. Quentin Skinner (Hrsg.): *The Return of Grand Theory in the Human Sciences*. Cambridge: UP 1985.

37 Zur differenzierten Zurückweisung dieses Anspruchs bei gleichzeitiger Würdigung des Anliegens Skinners, die objektive, methodisch-einheitliche Ideengeschichte und Geschichtsschreibung zu rehabilitieren, siehe Harlan 2010 a. a. O. Der Aufsatz erschien

Herangehensweise ebenso wenig die bloße Feststellung von radikaler Kontingenz und unvermeidlichen Geschichtsfiktionen verbunden sein muss. Sobald wir die Diskurse ausleuchten, in die das Schaffen eines Autors eingebettet ist und aus seiner Sprache, Wort- und Begriffswahl Implikationen herauslesen, die ihm entweder selbst nicht bewusst waren oder mit denen er gegebenenfalls umgekehrt bewusst die existenten Diskursformationen bediente (um zu seiner Zeit Gehör zu finden), verstehen wir den Autor nicht unbedingt besser als er sich selbst, sondern gewinnen vor allem einen *Maßstab*, auf dessen Basis nun auch diachrone Untersuchungen vorzunehmen sind. Mit anderen Worten, erst das vertiefte Verständnis des historischen Kontextes eines Textes ermöglicht es, anhand der sprachlichen und begrifflichen Entwicklungen über die Zeit bzw. mithilfe der Einsicht in die vorgenommenen Rekontextualisierungen und Aktualisierungen von (kanonisch gewordenen) Texten die sprachlichen mit den politischen Veränderungen abzugleichen.

Pococks Ansatz geht so weit, in Anlehnung an Thomas S. Kuhn einen Zusammenhang zwischen den „Paradigmenwechseln“ in der politischen Sprache und dem Ereignis von politischen Revolutionen zu proklamieren.³⁸ Ein solcher Nexus sei zwar einerseits nicht zwangsläufig, da „Machtstrukturen“ wiederum ihr „Überleben sichern“ könnten, „indem sie ihre Sprache erfolgreich ändern“;³⁹ eine politische Revolution scheint jedoch andererseits ohne eine Änderung der sprachlichen Paradigmen nicht auszukommen.

Am Beispiel der frühen Neuzeit in Italien lassen sich für Pocock die eben rekapitulierten theoretischen Zusammenhänge in konkreter wie einprägsamer Weise illustrieren. Als *Paradigma*, das sich zwischen dem Spätmittelalter und der Renaissance vor allem im politischen Diskurs der Stadt Florenz herausbildete bzw. auf spezifische Art revitalisiert wurde, identifiziert Pocock das Ideal der republikanischen Tugend. Dieses korrespondierte mit einem „konzeptionellen Background“, der in Fortschreibung der epistemologischen Innovationen des Aristoteles die Bedeutung von Erfahrungswissen, die Anwendungsorientierung der Wissenschaft sowie den Bedarf an einer spezifisch politischen Klugheitslehre (*prudentia*) hypostasierte,⁴⁰ die Ablösung der Idee der Vorsehung (*providentia*) durch die (*qua virtù* beeinflussbare) *fortuna* forcierte⁴¹ sowie im Ganzen die Bedeutung des politischen Lebens (*vita activa*;

erstmals 1989 in der *American Historical Review* unter dem für die vorliegende Aufsatzsammlung höchst bedeutsamen Titel „Intellectual History and the Return of Literature“.

38 Zum gleichwohl vorhandenen Unterschied zwischen politischen und (im Sinne Kuhns) wissenschaftlichen Paradigmen bzw. zwischen dem Fokus auf die politische Rhetorik und dem „geistigen“ Forschen siehe Pocock 2010a a. a. O., S. 99, Anm. 6 und S. 102ff.

39 Ebd., S. 104.

40 Pocock 2003 a. a. O., S. 3–30.

41 Ebd., S. 29–48.

vivere civile) und der Partizipation an den Belangen der Gemeinschaft gegenüber dem kontemplativen Fokus des mittelalterlichen Christentums massiv aufwertete.⁴² Die davon betroffene politische Selbstbestimmung und Eigenverantwortung, die an die Stelle der angenommenen Abhängigkeit vom göttlichen Plan tritt, knüpft inhaltlich an den von Hans Baron geprägten Begriff des „Bürgerhumanismus“ (*civic humanism*) an.⁴³ Damit imprägnierte Baron seinerzeit die mit Coluccio Salutati (1331–1406) oder Leonardo Bruni einsetzende (sowie von Machiavelli oder Guicciardini fortgeführte) Verlagerung des – vor allem von Petrarca verkörperten – Humanismus auf (s)eine politische Dimension.⁴⁴ Eine wesentliche Rolle spielte dabei einerseits die Krise der florentinischen Republik, die von der realen Bedrohung durch Mailand und Frankreich hervorgerufen wurde.⁴⁵ Eine zentrale Quelle der Inspiration bildeten andererseits die politischen Schriften von Dante Alighieri, dessen Ideale des Patriotismus und der Universalmonarchie sich gegen die Zerstrittenheit der Faktionen in Florenz lancieren ließen.⁴⁶

Im Hinblick auf diesen ideengeschichtlichen Kontext interessierte sich Pocock weit weniger für das Problem, inwieweit Baron seine These historisch korrekt belegte⁴⁷ oder ob er nicht gerade die politische Stoßrichtung bei Petrarca und anderen Humanisten immens unterschätzte. Unabhängig von dieser Frage legten Befürworter und Gegner der Baronthese im Verbund frei, dass es im Florenz der Renaissance diesen Streit über das Verhältnis von (humanistischer) *vita contemplativa* und (politischer) *vita activa* tatsächlich gegeben hat,⁴⁸ selbst wenn im Nachhinein keine Einigkeit mehr darüber zu erzielen ist, wer welchem Lager zuzurechnen sei. Der Diskurs selbst (zu dem auch in diesem Fall die späteren Interpreten gehören) schnitt eben jene Komponente an, die im Anschluss zum Kardinalproblem der

42 Ebd., S. 49–80.

43 Ebd., S. 52ff. Siehe Hans Baron: *Humanistic and Political Literature in Florence and Venice at the Beginning of the Quattrocento*. Cambridge: Harvard UP 1955; ders.: *The Crisis of Early Italian Renaissance. Civic Humanism and Republican Liberty in an Age of Classicism and Tyranny*. Princeton: UP 1966. Zur These Barons und ihr Aufgreifen durch Pocock siehe auch James Hankins: *The Baron Thesis After Forty Years and Some Recent Studies of Leonardo Bruni*. In: *Journal of the History of Ideas* 56.2 (1995), S. 309–332.

44 Vgl. Hans Baron: *From Petrarch to Bruni. Studies in Humanistic and Political Literature*. Chicago: UP 1968.

45 Vgl. Baron 1966 a. a. O.

46 Vgl. Pocock 2003, S. 51f.

47 Zu dieser Frage Jerrold E. Seigel: *Rhetoric and Philosophy in Renaissance Humanism. The Union of Eloquence and Wisdom. Petrarch to Valla*. Princeton: UP 1966.

48 Vgl. Pocock 2003: 58ff.

(säkularen) Moderne avancieren sollte: die Festlegung der Gründe, des Umfangs und der Grenzen der politischen Autonomie. Dadurch wird zugleich verständlich, warum Pocock die grundlegende Kontroverse des 18. Jahrhunderts im anglo-amerikanischen Raum zwischen der von James Harrington,⁴⁹ Edward Gibbon⁵⁰ oder Thomas Jefferson⁵¹ fortgesetzten republikanischen Traditionslinie und dem liberalen Lager im Gefolge von Shaftesbury, Locke und den Whigs als Ausläufer und Rückkoppelung des Streits im Florenz der Renaissance auffasst: Das darin zur Sprache gebrachte Spannungsmoment zwischen (antiker) Bürgertugend und (modernem) Kommerz, Öffentlichem und Privatem ist unschwer als Variation der vormaligen Auseinandersetzung über das politische und/oder kontemplative Leben zu bewerten.⁵²

Insgesamt sollte damit deutlich geworden sein, weshalb sich gerade die historische Schnittstelle zwischen dem Spätmittelalter und der Renaissance in Italien im besonderen Maße anbietet, die in diesem Band bezweckte Untersuchung des Zusammenhangs zwischen politischem Denken und literarischer Form zu konkretisieren. In dieser Epoche scheint sich infolge des brisanten Aufeinandertreffens von antiker und mittelalterlicher Philosophie, humanistischem und politischem Gedankengut ein Vokabular herausgebildet zu haben, das für die späteren sozialen Transformationen und Revolutionen in der europäischen Neuzeit weitreichende Implikationen entfaltete. Nicht umsonst spricht Pocock von den „Narrativen“ der Aufklärung,⁵³ den Erzählmodi, die in der florentinischen Republik antizipiert wurden und die das Feld für die aufkeimenden Entscheidungsfragen der bürgerlichen Identität und Regierungsweise in der Moderne absteckten.⁵⁴

49 Siehe Anm. 23.

50 Vgl. John G. A. Pocock: *Between Machiavelli and Hume. Gibbon as Civic Humanist and Philosophical Historian*. In: *Daedulus* 105.3 (1976), S. 153–169.

51 Vgl. Pocock 2003 a. a. O., S. 529–547.

52 Ebd., S. 462–505. Siehe dazu auch den erwähnten Essayband *Virtue, Commerce, and History* (1985), in dem Pocock zahlreiche Einzelstudien zu diesem Grundkonflikt des 18. Jahrhunderts vorlegt, sowie den Aufsatz über Edward Gibbon, der dessen Stellung zwischen Machiavelli und Hume sowie als Nachfolger des *civic humanism* thematisiert (Pocock 1976 a. a. O.).

53 Siehe z. B. John G. A. Pocock: *Barbarism and Religion*. Bd. 2. *Narratives of Civil Government*. Cambridge: UP 1999.

54 Zur (weiteren) Entwicklung der politischen Sprachen im neuzeitlichen Europa zwischen Ende des 14. und Anfang des 19. Jahrhunderts siehe auch Anthony Pagden (Hrsg.): *The Languages of Political Theory in Early Modern Europe*. Cambridge: UP 1987. Die darin enthaltenen Studien zeigen, dass es im Wesentlichen vier dominante Diskurse waren, die sich in jenem Stadium der Geistesgeschichte herausbildeten: der politische Aristokratie,

Der vorliegende Band befasst sich freilich weniger mit dem Ziel, die relevanten politischen Diskurse der Epoche mit der historischen Wirklichkeit zu vergleichen oder gar die Stichhaltigkeit der Thesen von Baron und der *Cambridge School* zu überprüfen. Unser Anliegen ist stattdessen, dem offensichtlich so weiten und fruchtbaren Untersuchungsfeld des politischen Vokabulars in Italien zwischen Spätmittelalter und Renaissance eben das abzugewinnen, was im ersten Unterpunkt als obligatorischer Zusammenhang zwischen politischer Idee und sprachlich-literarischer Form identifiziert wurde. In dieser Hinsicht gilt es zu verdeutlichen, wie ausschlaggebend die von den einschlägigen Autoren berücksichtigten Form- und Ästhetikvorgaben, die angewandten rhetorischen Strategien, jedoch auch die unvermeidlichen blinden Flecken, die aus der Teilnahme an einem vom Einzelnen nicht kontrollierbaren politischen Diskurs resultieren, für das Verstehen der zentralen Texte sowie für die synchrone und diachrone Rekonstruktion ihrer Entstehungs- und Wirkungskontexte sind.

Im Einzelnen setzt es sich der Band zur Aufgabe

1. eine (kursorische) Darstellung, Interpretation und Sprachanalyse der Transformation des politischen Denkens in Italien zwischen Spätmittelalter und Renaissance zu leisten;
2. bei ausgewählten Autoren die von diesen angewandten Vertextungsverfahren – die Rhetorizität, Metaphorik, Argumentationsstruktur und Stilmarkierungen – zur Präsentation politischer Ideen zu untersuchen sowie desgleichen sprachliche Strukturen aufzuzeigen, in welche solche Ideen eingebettet sind;
3. theoretische und methodische Überlegungen zum allgemeinen Zusammenhang von Politischem Denken, Rhetorik und Narration anzustellen; sowie schließlich
4. auf literatursoziologische Kontextfragen (Gattungsproblematik, Kommunikationsnormen etc.) einzugehen und auf ihre Konsequenzen für die Disziplin der Politischen Ideengeschichte hin zu befragen.

3 Aufbau und Gliederung des Bandes

Die hier versammelten Aufsätze gehen auf eine internationale Fachtagung zurück, die die Herausgeber mithilfe der großzügigen finanziellen Unterstützung durch die *Fritz-Thyssen-Stiftung*, die Regensburger Universitätsstiftung *Hans Vielberth* sowie

telismus und das Naturrecht; der klassische Republikanismus; die marktwirtschaftliche Gesellschaft sowie die Verwissenschaftlichung der Politik.

das *Forum Mittelalter* im Januar 2010 an der Universität Regensburg durchgeführt haben. Sie teilen sich auf in zwei thematische Blöcke, von denen sich der erste auf die Ideengeschichte des italienischen Spätmittelalters sowie die in dieser Hinsicht herausragende Gestalt Dante Alighieri konzentriert, während der zweite Block die Neuakzentuierung des politischen Denkens in der Renaissance als Mixtur aus Zäsur und Kontinuität zu den vormals etablierten Texten und Sprachformen nachzeichnet. Als Bindeglied zwischen den beiden hier behandelten Epochen, an dem sich gleichwohl ebenso einschneidende Unterschiede demonstrieren lassen, kann die (im 12. und 13. Jahrhundert in Europa wiederentdeckte) aristotelische Schrift über die *Politik* gelten, die ihre diversen Interpreten dazu ermunterte, die Politische Theorie als autonomen Gegenstand der Wissenschaft zu begreifen und die – nachdem sie zuvor weder im Hellenismus noch in der christlichen und arabischen Welt nennenswerte Wirkung entfaltet hatte – rasch zu einem fast unhintergehbaren Standard bzw. zur „Normalphilosophie“ avancierte.⁵⁵

In seinem Eröffnungsbeitrag über die Entwicklung des politischen Denkens im (späten) Mittelalter porträtiert *Jürgen Miethke* zunächst einige zentrale Autoren, die von Aristoteles erst eine Sprache und Grammatik der Politischen Theorie zur Verfügung gestellt bekommen hatten, die sie im Anschluss auf heterogene, jedoch im Horizont ihrer Aristoteleskommentare ‚vergleichbare‘ Weise zu eigenen politischen Gedankengebäuden verbinden konnten: Thomas von Aquin, Aegidius Romanus, Dante Alighieri, Marsilius von Padua. Miethkes Argumentation illustriert, wie sich mit der aristotelischen *Politik* zum einen die Sprachmöglichkeiten der mittelalterlichen Welt erweiterten und wie zum anderen die (anachronistische) Applikation des vorgefundenen Begriffsangebots auf den postantiken historischen Kontext des *regnum*s und die quasigöttliche Stellung des Herrschers für eine neuartige Perspektive der Politischen Theorie sorgte. Im Sinne der Verbindung von politischem Denken und literarischer Form versucht Miethke in einem zweiten Schritt die Meilensteine der rasch fortschreitenden politischen Reflexion im Mittelalter anhand der damals vorherrschenden Textsorten zu decodieren. Seine Betrachtung der allseits bekannten „Fürstenspiegel“ weist in dieser Hinsicht darauf hin, wie sich die ursprünglich auf allgemeine moralisch-christliche Herrscheranforderungen fokussierten Texte der Karolingerzeit zu spezifischen Werken über politische Institutionen (Johannes von Salisbury) oder sogar zu systematischen, wissenschaftlich-theologischen Begründungen des Politischen (Thomas von Aquin, Aegidius Romanus) mauserten. Ab dem 14. Jahrhundert lässt sich sodann anhand eines neuerlichen Formenwandels die vonstatten gehende Neuausrichtung der Politischen Theorie feststellen, als die

55 Günter Bien: *Die Grundlegung der politischen Philosophie des Aristoteles*. 3. Aufl. Freiburg/München: Alber 1985, S. 346.

wachsende Bedeutung von Traktaten über die Macht der Päpste (*De potestate papae*)⁵⁶ und die synchron abnehmende Konjunktur der Fürstenspiegel ein geändertes Problemverständnis der politiktheoretischen Bemühungen widerspiegelten: Nicht mehr die Macht des weltlichen Herrschers galt es primär zu zähmen, sondern der sich von Kirche und Religion emanzipierende Bereich der Politik verlangte zunehmend nach einer Reform und Einschränkung der kirchlichen Gewalt.

Nach diesem grundlegenden Überblick zu den Formen des politischen Denkens im Spätmittelalter setzt sich *Rolf Schönberger* mit der konkreten Bedeutung der aristotelischen Überlieferung für die thomasischen Politikvorstellungen auseinander, wie sie dessen Kommentar zur *Politik* sowie die Ausführungen in *De regno ad regem Cypri* (bzw. in der Neufassung *De regimine principum*) präsentieren. Dabei kommt Schönberger zu der bemerkenswerten Feststellung, dass – obwohl sich mit der aristotelischen *Politik* ein Vokabular verband, welches in der Folge das Politische (entgegen dem Ansinnen des Aquinaten) als autonomen Bereich denkbar werden ließ, – der Abstand zwischen dem Original und dem neutral gehaltenen Kommentarfragment äußerst gering anzusiedeln ist. Die Inanspruchnahme für ein christliches Politikverständnis finde hier (wenn überhaupt) nur sehr subtil statt und resultiere weit weniger aus einer vorgeschalteten theologischen Zweckbestimmung als aus dem Umstand, dass sich Thomas' Kommentar bereits auf den lateinischen Übersetzungstext bezieht, was die Anwendung der aristotelischen Begriffe auf die mittelalterliche Welt erleichterte. Dahinter vermutet Schönberger – anders als Hannah Arendt oder Jürgen Habermas – indes gerade keine Entwertung der politischen Gestaltungsmacht der Antike durch einen amorph gehaltenen, christlichen Sozialitätsbegriff. Stattdessen enthülle sich darin eine gewisse Vorwegnahme der Hobbesianischen Position, Einheit in der Vielheit zu erzielen und die Notwendigkeit der Herrschaft aus der Ambivalenz menschlicher Geselligkeit abzuleiten. Eben diese Logik bestätigt sich für Schönberger in Thomas' Entfernung von der literarischen Gattung der Fürstenspiegel, wonach das Verhalten des Herrschers hinter das Problem politischer Herrschaft an sich zurücktritt. Mit der Stilisierung der religiösen Gemeinschaft zum höchsten Zweck des Menschseins und des politischen Herrschers zum Abbild Gottes betrete Thomas zwar außerdem einen gedanklichen Korridor, in dem er die aristotelische Vorgabe unvermeidlich hinter sich lässt; zugleich antizipiere er damit aber die politische Theologie des omnipotenten, sterblichen Gottes *Leviathan* und verrate sich dadurch erst recht als Bindeglied zwischen Antike und Moderne.

56 Im Einzelnen kommt Miethkes Aufsatz diesbezüglich auf Aegidius Romanus, Johannes Quidort, Jakob von Viterbo, Dante, Marsilius, Wilhelm von Ockham und Lupold von Bebenburg zu sprechen.

Vor allem von Cicero beeinflusst zeigt sich hingegen der Frühhumanist Brunetto Latini, wie der Beitrag von *Johannes Bartuschat* herausarbeitet. Im Verteidiger der römischen Republik gegen Catilina, Cäsar sowie allgemein das Prinzipat findet Latini die geeignete Referenz für sein Bekenntnis zur republikanischen Freiheit, womit er zum eigentlichen Begründer des florentinischen Bürgerhumanismus avanciert. Sein Hauptaugenmerk legt Bartuschats Beitrag auf Brunettos Lob der Rhetorik Ciceros, die für ihn den Entwurf zu einer politischen Theorie und Ethik impliziert, durch welche das Gemeinwesen seine Einheit, seinen inneren Zusammenhalt erhält. Die Kraft der Redekunst banne die Gefahr, dass vorhandene Konflikte und Zwiespalte in Gewalt münden und Sorge dafür, dass die unvermeidlichen Auseinandersetzungen in konstruktiven Bahnen ausgetragen werden. Voraussetzung hierfür ist allerdings, dass die Rhetorik nicht als Instrument der Durchsetzung partikularer Interessen dient, sondern ihrerseits einem festen Wertegerüst – dem Gemeinwohl – verpflichtet ist. Brunetto Latinis Spiegelung von römischer und zeitgenössischer Geschichte bietet zugleich ein typisches Beispiel für die in Punkt I skizzierte Arbeit mit dem Fundus der Politischen Ideen: Indem sein Fokus vor allem auf der Aktualisierung und Anwendung der Gedanken Ciceros auf neue soziale Kontexte liegt, ist das Interesse des Interpreten Brunetto gerade kein historisches, sondern ein genuin politisches.

Mit Brunetto Latini als dem Lehrmeister Dantes leitet Bartuschat zum zweiten Themenschwerpunkt des ersten Teils des vorliegenden Bandes über. Im Werk Dante Alighieris verdichtet sich das politische Denken der Epoche, weshalb ihm hier besondere Beachtung geschenkt wird. Der erste der diesbezüglich versammelten Artikel widmet sich zunächst dem Verhältnis von Poesie, Politik und Metaphysik in Dantes *Göttlicher Komödie*. Diesbezüglich weist *Thomas Klinkert* nach, wie sich in der poetischen Rede des *Inferno* (insbesondere in der Begegnung Dantes mit seinem Florentiner Landsmann Ciacco) ein für die *Commedia* typischer Kontrast zu politischen Positionen und metaphysischen Ansprüchen sowie zwischen subjektiver Bewertung und objektiver Seinsordnung manifestiert. Hiervon ausgehend, verortet Klinkerts Lektüre der Schlussgesänge des *Purgatorio* anschließend den generellen Status des (sich selbst überschreitenden, einer Eigengesetzlichkeit unterliegenden) poetischen Textes dahingehend, die unvermeidliche Kluft zwischen den porträtierten Dimensionen des Politischen und Heilsgeschichtlichen (die sich u. a. in der Trennung von geistlicher und weltlicher Gewalt niederschlägt) zu verringern. Die Komplementarität der sich eigentlich in einer Spannungsbeziehung befindlichen Bereiche wird durch ihre gegenseitige Spiegelung letztendlich doch gesichert, ohne dass die Fiktion bleibende Dichtung (die im Text der *Divina Commedia* das Problem der eigenen Versprachlichung sowie die Grenzen der sprachlichen Möglichkeiten reflektiert) bloße Fortsetzung politischer Aktivität oder gar unge-

brochene Darstellung metaphysischer Wahrheit wäre. Für die Interpretation von Dantes (politischem) Denken erhellen Klinkerts metatheoretische Überlegungen markante Bruchstellen, Widersprüche und Inkonsistenzen im Vergleich zum seinerzeit dominanten mittelalterlich-theologischen Weltbild, welche die Forschung lange Zeit übersehen hat.

Jörg Oberste ergänzt diesen Blick auf Dante mit einer historischen Einordnung seiner papstkritischen Äußerungen in das diskursive Umfeld des lateinischen Europas, das seinerzeit um die (bereits von Thomas von Aquin aufgebrachte) Frage nach dem richtigen Verhältnis zwischen weltlicher und kirchlicher Gewalt stritt. In dieser Hinsicht richtet Oberste seine Konzentration auf die medialen Rezeptionsbedingungen der (zunehmenden) Kirchenkritik im Mittelalter, die sich gerade nicht auf eine bestimmte literarische Gattung beschränkte, sondern im Gegenteil in heterogenen Diskursarten Präsenz zeigte. Die Polemik gegen den Papst und die Kirche in der *Divina Commedia* konnte dabei vor allem deshalb die ungeteilte Aufmerksamkeit ihrer frühen Kommentatoren ernten, da sie der antikurialistischen Position aus der *Monarchia* eine Aufsehen erregende narrative Formatierung verlieh. Durch seine poetischen Kunstgriffe gelang es Dante, das bis dato in erster Linie akademisch-juristisch verhandelte Problem der Universalismächte zu personalisieren und auf das tadelnswerte Verhalten von Päpsten wie von Fürsten zurückzuführen. Indem er auf beiden Seiten Macht- und Habgier als diejenigen Motive demaskierte, die (segensreiche) Trennung von Spiritualia und Temporalia aufzulösen, verschaffte er der Wahrnehmung des Problems eine enorm verbreiterte Basis. Die Relevanz des literarischen Stils Dantes erhöht sich nochmals um mindestens eine Potenz, als seine Argumente der Sache nach wenig Originalität beanspruchen konnten, sondern vielmehr seinerzeit verbreitete Narrative wie das „vergiftete Geschenk“ Konstantins an die Kirche aufgriffen. Auswahl und Charakterisierung der handelnden ‚Protagonisten‘ (wie Bonaventura, Bonifaz VIII. oder Philipp der Schöne) verrietten zudem die gemäßigte Grundhaltung Dantes. Nicht nur, dass der Vorwurf an die Avignonesischen Päpste, als Handlanger des Königs von Frankreich zu fungieren, indirekt die Kritik an Bonifaz relativierte, zeigt auch Dantes Verzicht auf das (im Gefolge der Apokalyptik Joachims von Fiore geprägte) eschatologische Vokabular, welches die (Unheils-)Päpste ihrerseits mit antichristlichen Mächten in Verbindung brachte, wie viel ihn von radikalisierten Papstgegnern (wie den Katharern und Waldensern oder auch den kompromisslosen franziskanischen Anhängern der Armutskirche) unterschied. Durch seine Dichtung wird die politische Position Dantes daher mitnichten nur illustriert, sondern zu erheblichen Teilen erst ersichtlich.

Hieran knüpft der Beitrag von *Oliver Hidalgo* an, der den ersten Teil beschließt und es als das eigentliche Merkmal des ideengeschichtlichen Wandels bei Dante,

Marsilius von Padua und Machiavelli ansieht, bekannte Elemente aus dem Fundus historischer Narrative in alternativer Weise angeordnet und ausbuchstabiert zu haben. Paradoxerweise führte dies dazu, dass sich die bei den genannten drei Denkern angelegte (moderne) Emanzipation des Politischen vom Religiösen im Duktus theologisch imprägnierter Sprachbilder vollzieht. Hidalgos Studie nimmt zwar zur Kenntnis, dass aufgrund der noch etablierten politisch-religiösen Machtkonfigurationen für die drei Autoren allem Anschein nach auch die Notwendigkeit bestand, den einschlägigen Diskurs auf eigenwillige Weise zu bedienen und (zumindest was Dante und Marsilius angeht) die jeweils forcierte politische Positionierung sogar geradewegs aus der Bibel zu legitimieren; doch besteht sie gleichzeitig darauf, dass die Entwicklung der politischen Moderne mitsamt ihrer Orientierung am Individuum sowie an seiner politischen Autonomie im Kontext der Demokratie zu einem gewichtigen Teil mit den Wandlungen der Perspektive auf dem politisch-theologischen Sektor zusammenfällt. Der vorgefundene politisch-theologische Diskurs wird insofern von Dante, Marsilius und Machiavelli keinesfalls nur kosmetisch beachtet, vielmehr sind es eben dessen Neukonzentrierungen, mit denen die drei Klassiker die politische Gedankenwelt zwischen Spätmittelalter und Renaissance im wahrsten Sinne des Wortes ‚revolutionieren‘. Politisches Denken und sprachliche Form sind hier nicht bloß als unvermeidlich kommunizierende Röhren aufzufassen. Statt dessen – so Hidalgo – vollzieht sich die Genese der modernen politischen Denkmuster im Wesentlichen als Kehrseite der beibehaltenen politisch-theologischen Formtradition. Damit gibt der Aufsatz weiteren Anlass zu der Vermutung, dass sich das Säkulare am ehesten als Neufassung des Religiösen verstehen lässt, anstatt einen unaufhebbaren Kontrast dazu zu bilden.

Alexander Thumfart führt zur Eröffnung des zweiten Teils aus, wie der an den Idealen der Antike orientierte „Dialog als Lebensform“ eine spezifische Art der Kongruenz zwischen Inhalt und Form in der Renaissance verkörperte. Was seinerzeit auf welche Weise geäußert wurde, exemplifiziert Thumfart an vier literarisch inszenierten, modellierten und fingierten Feldern, auf denen nichtsdestotrotz Spuren und Reminiszenzen von realen Dialogen zu entdecken sind. Die dafür ausgewählten Autoren – Francesco Petrarca und seine Briefe an einen fiktiven Leser, Poggio Bracciolini und die kritische Diskussion zwischen mehreren Sprechern (bzw. auch zwischen Büchern und Autoren entlang konkreter Themen), die philosophische Transformation des Disputs bei Pico della Mirandola und schließlich der Dialog als Modell realer und normativer politischer Entscheidungsfindung bei Donato Giannotti – repräsentieren im Ganzen eine neue Sicht auf den Menschen und seine Welt. Letztere geht von der Wandelbarkeit der historischen Realität und der (fragmentarischen) Selbstgestaltung des eigenen Lebens, der Relativität der einzelnen Perspektiven, den (am Ende begrenzten) Möglichkeiten wissenschaft-

licher Erkenntnis sowie – als politisches Korrelat – von der verantwortlichen, Macht begrenzenden Organisation des Gemeinwesens aus. In der literarischen Form des Dialoges findet die Renaissance nach Thumfart nicht nur ihre typische Textsorte, mit der ein Autor in Konfrontation mit seinen Gesprächspartnern die fortschreitende (Selbst-)Erkenntnis fixiert; der Dialog symbolisiert desgleichen die (reale) Koexistenz von Gegensätzen, die den Einheitsvorstellungen des Mittelalters die Durchsetzbarkeit individueller Meinungen und Interessen entgegenhält und gleichwohl auf wechselseitige Rücksichtnahme dringend angewiesen ist. In der Redekunst als Mittel der Überzeugung, des Austauschs und des argumentativen Zugewinns vermutet Thumfart schließlich nicht weniger als die Vorwegnahme des neuzeitlichen demokratischen Parlamentarismus, womit der Bezug der Renaissance auf die Antike am Ende mit ihrer Überwindung korrespondiert.

Eine Rückkehr zur (mittelalterlichen) Gattung der Fürstenspiegel sowie zur Bedingtheit zwischen Inhalt und Form strengt demgegenüber *Frauke Höntzsch* an. Ihre diesbezügliche These lautet, dass erst die Beachtung der von Machiavelli nicht zufällig forcierten Tradition der Fürstenberatung seinen Interpreten die eigentliche Stoßrichtung der von ihm verfolgten Argumentationslinie enthüllt. Diese will den politischen Herrscher – entgegen der gängigen Ansicht, es beim *Principe* mit einem vollkommen moralfreien Entwurf, einer kruden Art des Machtzynismus oder womöglich auch mit einer Satire zu tun zu haben – sehr wohl im Sinne des eigenen Politikideals – Republikanismus, Mischverfassung und (guter) Gesetzesherrschaft – einswören. Machiavellis ‚Realismus‘, der ihm auch von Höntzsch nicht abgesprochen wird, liege insofern weniger in der Art der Ziele als vielmehr derjenigen der Mittel begründet. Eine erfolgreiche ‚Erziehung‘ des Fürsten sei vor dem Hintergrund der Berücksichtigung anthropologischer Grundtatsachen schlicht nicht auf Basis moralinsaurer Ermahnungen zu erreichen. Was es brauche, ist ein Appell an den persönlichen Ehrgeiz des (nur allzu menschlichen) Fürsten, ein dauerhaftes politisches Werk zu begründen und Ruhm in der Nachwelt bzw. Sicherheit und Wertschätzung in der Gegenwart zu genießen. Aus Einsicht und egoistischen Motiven, nicht aus Verantwortungsgefühl kann sich der Fürst demnach zu einem integren Herrscher wandeln. Der Aufsatz von Höntzsch ist folglich ein hervorragendes Beispiel dafür, wie das Erkennen solcher Appellstrukturen in klassischen Texten (auf die wir am Ende des ersten Punktes unserer Einleitung bereits hingewiesen haben), das heißt wie die Grundlegung von Ansätzen aus der Rezeptionsästhetik gegebenenfalls einen alternativen hermeneutischen Sinn dieser Texte transparent macht, der andernfalls fast unweigerlich verborgen bleiben müsste.

Nahtlos daran anknüpft die Studie von *Barbara Kuhn*, die anhand der differenzierten Gestaltung der politischen Texte bei Machiavellis Zeitgenossen und Weggefährten Francesco Guicciardini sowie insbesondere seines Experimentierens

mit unterschiedlichen Textgattungen wichtige Rückschlüsse auf die Angelpunkte seines politischen Denkens zieht. Gerade im Hinblick auf die ‚Modellierungen der Zeit‘, die Guicciardini in seinen einschlägigen Schriften – dem *Discorso di Logrognò*, dem *Dialogo del reggimento di Firenze* sowie den *Ricordi* – anstrengt, extrapoliert Kuhns Ansatz zunächst auffällige Ambivalenzen zwischen der einerseits rekonstruierbaren ‚Chrono-Logik‘ von Guicciardinis politischem Denken, die aus dem historischen Kontext bzw. seinen eigenen politischen Erfahrungen, Anliegen, aber auch Frustrationen resultiert, und den andererseits feststellbaren Konstanten, die seine Werke allen Temporalitäten zum Trotz auszeichnen. Vor dem Hintergrund des dadurch identifizierbaren komplexen Verhältnisses zwischen Zeit und Schrift, das vor allem die gleichermaßen zurückblickende wie reflektierend vorausschauende, Erfahrung und Prognose, Theorie und Praxis verbindende Perspektive der *Ricordi* prägt, gelingt es Kuhn, Guicciardinis Wirken als politischer Denker, praktischer Politiker sowie später auch als Historiograph eine authentische Entwicklungslogik zu attestieren. Dieser zufolge impliziert die Beschäftigung mit der Geschichte stets auch die Ermunterung zur ‚zeitgemäßen‘ sowie zur Unterscheidung der konkreten Fälle fähigen politischen Aktion. Kuhns Lesart, die in der eher unsystematischen, aphoristischen, das traditionelle Buch sprengenden literarischen Form der *Ricordi* die Zersplitterung des historischen, philosophischen und politischen Wissens verkörpert sieht, legt es insofern nahe, artifizuell anmutende Trennlinien und Kategorisierungen zwischen den geisteswissenschaftlichen Disziplinen zu überwinden und so gleichwohl die Kohärenz in Guicciardinis Werk wahrzunehmen. Und sie zeigt an diesem Beispiel auf eindrucksvolle Weise, wie aktuelles, den Wandel der Zeit berücksichtigendes politisches Handeln vom historischen Erfahrungsschatz zu profitieren vermag, und das eben *weil* es zu akzeptieren gilt, dass aus der Geschichte der politischen Theorien und Ideen keine allgemeingültigen Regeln abzuleiten sind.

Dem aristokratischen Frühaufklärer Radicati di Passerano und seinen politischen Betrachtungen aus dem Exil widmet sodann *Gisela Schlüter* ihre Untersuchung, die die Sammlung an Porträts ideengeschichtlicher Klassiker aus Italien in diesem Band in Form eines Ausblicks beschließt. Dabei eruiert sie vor allem mehrere „Diskurskonstituenten“, die für das Verständnis von Radicatis höchst widersprüchlich anmutendem Werk von entscheidender Bedeutung sind. So zeichnet Schlüter nach, wie der einerseits von Verfolgung und Zensur kontinuierlich bedrohte, verarmte Exilant Radicati bei den meisten seiner Schriften nicht nur die eigene Autorschaft versteckte, sondern wie er sich vor allem anhand der von Leo Strauss am Beispiel Spinozas entwickelten Unterscheidung zwischen *esoterischem* und *exoterischem* Diskurs bzw. expliziter und impliziter Hermeneutik entschlüsseln lässt. Dadurch wird zum einen die Stoßrichtung von Radicatis – meist als Satire verfasster – Bibel- und Religionskritik transparent, die auf ein sozialrevolutionäres, präkommunis-

tisches, antichristologisches Jesusbild abzielt; zum anderen erhellt sich daraus die machiavellistische Grundierung seiner Argumentation, die – ähnlich wie zuvor bei Spinoza – die (moralische) Radikalität des Florentiners zur Akkreditierung der eigenen politischen Position nutzt, welche wiederum auf ethischen Relativismus, Egalitarismus, Materialismus und Antikuralismus ausgerichtet war. In dieser Hinsicht ist das Werk *Radicatis*, der wie sein florentinischer Vorgänger vergeblich den Rang eines einflussreichen Politikberaters anstrebte, durchaus ergiebig auf ihre Filiationen bei Machiavelli zu untersuchen, genauso wie die (bereits von Strauss an Machiavellis Werk gestellte) Frage offen bleibt, inwieweit die bisweilen sarkastische Schilderung skrupelloser Machttechniken auch bei *Radicati* eher zu deren Entlarvung dient, als einen tatsächlich ernst gemeinten Ratschlag zu bezeichnen. Die bisweilen erkennbare Offenlegung der eigenen allegorischen Referenzen aber wird von Schlüter dahingehend gedeutet, dass *Radicati* als „Schreiber in der Fremde“ auf die Durchschaubarkeit seiner hermeneutischen Anspielungen nicht voll und ganz vertrauen wollte.

Mit *Radicati*, der sein Exil in eben jenen drei Ländern (Frankreich, England und den Niederlanden) verbrachte, die im Zentrum des zweiten Bandes *Politisches Denken und literarische Form* zur europäischen Aufklärung stehen werden, und der mit zahlreichen dort zu behandelnden Autoren (wie u. a. Spinoza, den Levellers, Locke, Montesquieu, Voltaire, Diderot und Rousseau) in interessanten ideengeschichtlichen Verbindungslinien stand, ist bereits ein Scharnier für den weiteren Verlauf der Reihe gefunden. Das Gleiche gilt für den Aufsatz von *Kari Palonen*, der mithilfe der Rekapitulation von Quentin Skinners Studien zur italienischen und englischen Renaissance (sowie in Fortsetzung der Darlegungen bei Bartuschat und Thumfart) die zentrale Bedeutung der Rhetorik für die allgemeine Entfaltung des politischen Denkens in der Neuzeit betont. Dazu weist er auf die Verwobenheit zwischen der damaligen rhetorischen Praxis (die er anhand ihrer Handwerkszeuge, ihrer humanistischen Ausrichtung sowie des Konzepts des „Disputes“ dechiffriert) und der sich herausbildenden republikanisch-deliberativen Freiheitsidee hin. Die englische Renaissance erweist sich hier – immer entlang von Skinner sowie der Gegenüberstellung der *Foundations of Modern Political Thought* (1978) und *Reason and Rhetoric in the Philosophy of Hobbes* (1996) – einerseits als Nachfolgerin und Profiteurin der ideengeschichtlichen Entwicklungen, die in Italien zwischen dem 13. und 16. Jahrhundert ihre einschneidenden Signaturen erhielten und deren Bruch mit den Politik- und Staatsvorstellungen des Mittelalters bis zu einem gewissen Grad nicht zu leugnen ist. Andererseits erkennt Palonen in der auffälligen Neuaufwertung des antiken Disputes im englischen Kontext ebenso eine Form des Wandels, die entscheidend über das Stadium in Italien hinausging. Nicht zufällig habe sich deshalb der Parlamentarismus (als politische Institutionalisierung